

»Ein Flickenteppich gegen die Eiseskälte«

Anglisten, Romanisten und Germanisten trafen sich in Bonn

Historische Parallelen

Es mag wie eine nostalgische Reminiszenz erscheinen, wenn man daran erinnert, daß die Frage nach dem gesellschaftlichen Ort der Sprach- und Literaturwissenschaften, nach ihrer Nützlichkeit oder ihrer gesellschaftlichen »Relevanz« (oder, wie man heute vielleicht sagt, nach ihrer »Akzeptanz«) nicht neu ist. Es ist gut 20 Jahre her, daß die Studentenbewegung der sechziger Jahre an der »gesellschaftlichen Relevanz« der traditionellen Lehrinhalte und -formen gerade auch der Geisteswissenschaften zu zweifeln begann.

Während sich die Großmeister der Zunft noch bemühten, die inneren Strukturen des sprachlichen Kunstwerks textimmanent auszuloten oder den Zeichencharakter von Sprache als »innere Form«, als strukturelles oder als generativ-algorithmisches System zu ergründen, begann es Mitte der sechziger Jahre in den Hörsälen zu rumoren.

Die große Politik war nur die eine Seite des Protests. Auf der anderen Seite standen die Fächer selbst zur Diskussion (nicht zur Disposition!), die Inhalte der Forschung und der Lehre, die methodischen Grundlagen des Faches. Die bohrende Frage nach der »gesellschaftlichen Relevanz« geisteswissenschaftlichen Tuns und dem unterschiedlichen Erkenntnisinteresse der Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften war eine selbst- und gesellschaftskritische Frage zugleich. Sie betraf das je eigene Tun; sie galt dem zu lernenden Stoff und seiner Nützlichkeit, sie galt den kulturellen, sozialen und kommunikativen Bedürfnissen einer Wohlstandsgesellschaft, die zwischen »wirklichen« und Scheinbedürfnissen zu unterscheiden verlernt zu haben schien.

Keine bloße »Akzeptanzwissenschaft«

In den späten 80er Jahren scheinen die Geisteswissenschaften oder enger: die Sprach- und Literaturwissenschaften nicht nur zur *Diskussion*, sondern – zumindest an einigen Hochschulorten – zur *Disposition* zu stehen. Bestimmt deshalb heute die Angst, für überflüssig gehalten zu werden, die neue Sinn- und Reizsuche in den – um ein Reizwort zu nennen – »Diskussionswissenschaften«, die sich in der postindustriellen

Gesellschaft, im »Informationszeitalter«, in die Rolle von »Akzeptanzwissenschaften« gedrängt sehen?

Daß man diese Aufgabenzuschreibung von den zum ersten gemeinsamen Kongreß von Anglisten, Romanisten und Germanisten, der vom 8.–10. März in Bonn stattfand, geladenen »Festrednern« aus der Politik erneut zu hören bekam, brauchte niemanden zu überraschen. So stand es vorsorglich gleich im Programmheft der An-GeRo-Tagung: die Veranstalter – die drei großen Berufsverbände »Verband deutscher Anglisten«, der »Deutsche Germanistenverband« und der »Deutsche Romanistenverband« – betrachteten ihre Fächer weder als »Akzeptanz« noch als »Kompensationswissenschaften«. Vielmehr sehen sie in den Philologien einen gesellschaftlich institutionalisierten Ort, an dem Kenntnisse über die kulturspezifischen Voraussetzungen menschlichen Handelns und Verhaltens methodisch gewonnen und systematisch vermittelt werden.

Zweifellos gibt es für die Sprach- und Literaturwissenschaften auch im »Informationszeitalter« (ein Begriff, der genau das schon voraussetzt, was es erst zu ermitteln gälte: ob unsere heutige Gesellschaft mit diesem Begriff überhaupt angemessen charakterisiert ist) Arbeit genug.

Große neue Themen für unsere Fächer gewannen in den drei Grundsatzreferaten »Sprache«, »Literatur« und »Kultur« jedoch noch keine deutlichen Konturen. Am ehesten spürte man ein wenig frischen Wind in einigen Sektionen: »Medienwissenschaft«, »Erwachsenenbildung und berufliche Weiterbildung«, »Computerlinguistik«, »Literarisches Übersetzen«, »Frauenfragen als Thema der Kulturwissenschaft«, »Die Bedeutung der Lexikographie in der Informationsgesellschaft«, »Die Rolle sprachlicher und literarischer Bildung in der Informationsgesellschaft« und schließlich »Neue Studiengänge«.

Zu wenig pointiert

»Sprache – Literatur – Kultur in der Informationsgesellschaft« – die drei Grundsatzreferate von E. Lämmert (Berlin) zur Literatur, von W. Raible (Freiburg) zur Sprache und von W. Erzgräber (Freiburg) zur Kultur gaben sich zwar nicht resignativ, doch das Zu-

kunfts- und Kulturbild, das Anglisten, Romanisten und Germanisten von ihren Fächern entwarfen, wurde – auch in den Medien – als zu wenig pointiert empfunden.

So hätte man Lothar Späth fast rechtgeben mögen, wenn er herausfordernd fragte, wo denn die großen »architektonischen« Zukunfts- und Gegenentwürfe seien, aufgrund derer den Geisteswissenschaften jener gesellschaftliche Stellenwert zukommen könne, den sie für sich doch beanspruchten.

Qualität und Quantität

Spätestens an dieser Stelle bekam auch Späth genau das zu hören, was man am Vormittag bereits Johannes Rau entgegengehalten hatte. Wo sollten jene großen Entwürfe denn entstehen, wenn junge Wissenschaftler einen großen Teil ihrer Zeit darauf verwenden müßten, von einer Zeitstelle zur nächsten zu hangeln, das eine Projekt für die Vorbereitung des nächsten Projektantrags – unter ständigem existentiellen Druck – zu nutzen. Rau freilich meinte es besser zu wissen: »Die Qualität der Forschung hängt nicht ab von der Quantität der Planstellen«.

Ein Fünkchen Wahrheit ist an allem, nur hat man so etwas für die Natur- und Technikwissenschaften bislang kaum zu behaupten gewagt, wo doch zur Ausstattung eines Philologen kaum mehr als Papier und Bleistift, eine gute Bibliothek und inzwischen wohl auch ein ordentliches Textverarbeitungssystem gehören.

Übersetzer und Vermittler

Das Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften neu zu bestimmen, bedeutete freilich nicht, buchhalterisch ihre Etats miteinander zu vergleichen. Aber etwas konkreter hätte man schon werden können, auch bei programmatischen Äußerungen wie der, Aufgabe der Geisteswissenschaften sei nicht die Technikfolgenabschätzung und -kompensation, sondern die Technikgestaltung. Sicherlich sind damit nicht Probleme des Industriedesigns schlechthin gemeint, sondern vielleicht so etwas wie ein »Kommunikationsdesign«, das Bausteine für die sprachgeleitete Wissensvermittlung, für den »Transfer« und die adressatengerechte »Transformation« von Wissen liefern könnte. Von hier einschlägigen linguistischen Untersuchungen, praxisorientierten Projekten und Zusatzstudiengängen war allerdings viel zu wenig zu hören.

Eine qualitativ neue Vermittlungsaufgabe sah Eberhard Lämmert auch

für den in der Methodik des Textverstehens geschulten Literaturwissenschaftler. Ansätze zu einer »interkulturellen Philologie« hätten einer »Notlage« entgegenzuwirken, »die erst im Entstehen begriffen ist und die sich unter der teils gemütvollen, teils auch aggressiven Suche nach einer Restitution nationaler Identität heute noch verbirgt«. Um des künftigen Zusammenlebens und Überlebens willen müsse das Verhältnis zwischen Eigenem und Fremdem neu zur Debatte stehen. Übersetzer werden dringender gebraucht »als neue Grenzbefestigungen oder Sicherheitszäune um Ausländerquartiere«.

Übersetzer und Vermittler braucht es allerorten: Zwischen Geist und Technik, zwischen den nationalen Kulturen, zwischen den Wissenschaften, aber auch zwischen den Menschen einer Muttersprache, die doch noch nie eine allgemeine unbegrenzte Verständigung ermöglicht hat, weil sich in ihr bereits kulturelle und sprachliche Vielfalt dokumentiert. Die Vielfalt des »Anders-Sprechens«, wie es der Romanist und Linguist Wolfgang Raible nannte, der regionalen Mundarten, der Gruppen- und Fachsprachen, die »innere Mehrsprachigkeit« ist es, die uns auf ein neues Ideal sprachlicher Bildung hoffen läßt, das »selbstverständlich die Mehrsprachigkeit des Menschen zum Ausgangspunkt nimmt«, das »die Konfrontation ebenso wie die Variation der Sprachen als Reichtum und nicht als Bedrohung versteht und der kulturellen Verachtung und Vernichtung »der Anderen« ein Ende macht: ein Flickenteppich gegen die Eiseskälte« (W. Herrlitz, Utrecht) – so ließe sich wohl »die Rolle sprachlicher und literarischer Bildung in der Informationsgesellschaft« (Sektionstitel) angemessen umschreiben.

Bernd Ulrich Biere